

L e m u r i a

Seltsame Geschichten

von Karl Hans Strobl

Eingeleitet von Leonhard Adelt

Mit acht Bildbeigaben

Richard Teschner



Verlag Edition Geheimes Wissen

DIESER DRUCK DIENT AUSSCHLIESSLICH DER
ESOTERISCHEN FORSCHUNG UND
WISSENSCHAFTLICHEN
DOKUMENTATION.

Für Schäden, die durch Nachahmung entstehen, können weder Verlag
noch Autor haftbar gemacht werden.

© Copyright: Irene Huber, Graz 2008
Verlag: Edition Geheimes Wissen
Internet: www.geheimeswissen.com



Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck und jegliche Wiedergabe durch jedes Bekannte, aber auch heute noch unbekanntes
Verfahren, sowie jede Vervielfältigung, Verarbeitung und Verbreitung (wie Photokopie,
Mikrofilm, oder andere Verfahren unter Verwendung elektronischer Systeme) auch
auszugsweise als auch die Übersetzung nur mit Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-902646-67-5

Vorwort

I.

Lieber Karl Hans Strobl,

damals, im April 1915, als Sie zu uns ins Quartier kamen, kannten wir uns noch nicht persönlich. Schriftlich hatten wir seit zehn Jahren mancherlei miteinander zu tun – von Auge zu Auge sahen wir uns erst jetzt. Unser Quartier war damals in Zsolna, das Armeeoberkommando, dem wir angegliedert waren, in Teschen. Der Kriegshimmel war unbewegt und wetterschwül, die Ahnung kommender Ereignisse lag in der Luft und trieb uns Kriegsberichterstatter Tag für Tag nach Teschen fragen. Dem Wiener Schnellzug, den wir von Zsolna aus benutzten, entstieg ein untersetzter, stämmiger Tourist: Ihr kräftig gemeißelter, blondbärtiger Kopf war, nach Bildern, nicht zu verkennen. Wir, in der Blasiertheit unserer Stadtanzüge, schrieben mit erfahrem Lächeln Ihre feldmäßige Ausrüstung der Naivität jedes anfangenden Kriegsberichterstatters zu, der geradenwegs in die Feuerlinie zu reisen glaubt. Nun, gar bald begriffen wir, dass für Sie, Wanderburschen im Geblüt, der Wadenstrumpf nicht Kostüm, sondern das naturgegebene Gewand und sein staunenswerter Umfang wohlverdient ist. Unverdrossen wateten Sie durch die Kotmeere Galiziens, kletterten zu den einsamen Wächtern im Alpenschnee empor und schlugen sich durch die wegelosen und vereisten Einöden der albanischen Berge, nur geleitet von jenen traurigen Merkzeichen, die den Untergang eines kleinen, tapferen verblendeten Volkes begleiteten. Selbst was uns willkommene Rast im städtischen Quartier war, wurde Ihnen zum Ausgangspunkt frischfröhlicher Entdeckungstreifen durch die Slowakei.

Das Geheimnis, das sich bei Gorlice enthüllen sollte, wurde streng gehütet. Als die deutschen Militärtransporte durch Zsolna durchzurollen begannen, schob man uns Kriegsberichterstatter in das slowakische Hinterland nach Nagybecse ab. Wir andern fieberten vor ungeduldiger Erwartung – Sie, in dem stetig starken Gleichmut Ihrer Seele, schrieben derweil auf Ihrer Dachkammer im alten Schloss, die eine rechte Dichterbude aus der Schwindzeit war, am

zweiten Bande Ihres „Bismarck“ und pilgerten längs der wirbelnden Waag dem nächsten guten Weinschank zu. Dann kam der große Schlag, das weltgeschichtliche Gewitter, das mit Blitz und Donner die allgemeine Spannung löste. Unser Sonderzug fuhr diesem Donner nach, wir saßen hinten auf dem letzten der offenen Güterwagen, die unsere Automobile trugen: Sie, ich und der Amerikaner; unter unsern baumelnden Beinen schoss das Eisenband dahin und riss die maien-junge Hügellandschaft mit in seine Flucht. Die „Lusitania“ war versenkt, und Mr. Conger sah im makellosen Himmelsblau jenes neue Wölkchen sich zusammenballen, das sich zwei Jahre später zu einem neuen Weltgewitter auswuchs. Was scherte das uns! Wir fuhren ja dem Sieg entgegen. Sie, für Ihr Teil, hatten diesen ersten Herbst und diesen Winter nicht mitgemacht, wo wir wie betrübte Hühner in entlegenen Winkeln hockten, immer wieder aufgescheucht von Keulenschlägen des Kriegsgeschicks, wo wir, von Dukla zur Hohen Tatra gelangten, dann wieder mit dem Hauptquartier über die Karpaten bis Sandec vorrückten und, nach der serbischen Enttäuschung, in die Slowakei zurückgeworfen, einen unruhigen Winterschlaf begingen. Bis dahin hatten Sie das Weltgeschehen von der Warte Ihrer Leipziger Redaktion aus betrachtet – nun wollten Sie in Ihre österreichische Heimat zurück und kamen geradenwegs in den Frühling und den Sieg marschiert.

Später waren wir durch Zufall an der Front nicht mehr zusammen. Aber wenn wir dann zurückkamen, trafen wir uns im Quartier. Da gab es Abende, die waren weit vom Krieg und halfen uns aus seinem mörderischen Bann. Sie, Karl Hans Strobl, saßen da am Flügel, die gedrungenen Beine etwas gespreizt, nicht unähnlich dem großen Meister Gottfried Keller aus Stauffer-Berns-Radierung, machten handfest und mit unerschrockenem Können die Begleitung, und vom Weinglas fiel ein goldener Schimmer in Ihr Spiel. Denn auch dies haben Sie mit dem Staatsschreiber von Zürich gemein, dass Sie einen guten Tropfen ehren. Prager Studentenjahre haben Sie gewappnet und gefeit zu einer Zeit, wo Bier noch Bier und wohlfeil war. Wir kennen diese Ihre Zeit aus drei Romanen – Büchern eines flammenden Herzens, das jung und ungestüm verlangend ist. Ihr Harz ist, meint der Stabsarzt, nicht so ganz intakt – was weiß (mit Respekt gesagt) ein Stabsarzt von einem Dichterherzen, das aus Natur und jungem Leben um sich nie alternd seine Nahrung zieht!

II.

Woher, hab' ich mich oft gefragt, woher nehmen Sie bei all dem noch die Zeit, zu dichten? Ihr Tag scheint restlos ausgefüllt – schien es immer schon, ob auch Ihr Tun den Namen wechselt: Steuer, Redaktion, Kriegsberichterstattung – Tagesfron und dann Erholung. Und doch ist all dies nur das Belanglose neben dem Wesentlichen – wurzelt Ihr stärkster Wert in Ihrer Dichtung, die zugleich auch Ihre größte Arbeitsleistung ist. Wir haben einmal nachgerechnet, dass die Zahl Ihrer Bücher dreißig schon übersteigt, die zusammen in ein paar Mal hunderttausend Exemplaren durch die Welt gegangen sind. Nicht alles, was Sie schrieben, ist mit gleichem Maß zu messen, aber alles kommt aus einem Born, der unerschöpflich scheint. Ohne die Hemmungen des Literatentums, das sich selbst gar feierlich nimmt, formen Sie die Eingebungen Ihrer Phantasie, bald heiter und mit unbeschwerter Hand, bald mit dem schweren Rüstzeug der Kulturgeschichte, bald aus der Fülle der Gesichte, die Ihr Dämonium sind.

Die erste Periode Ihres Schaffens liegt nun schon anderthalb Jahrzehnte zurück. Ihre Studentenzeit erstand noch einmal in jenen drei Romanen: „Vaclavbude“, „Schipkapaß“ und „Wirtshaus zum König Przemysl“. Daran ist nichts Besonderes: so fingen hundert an. Das Besondere dieser drei Romane aber ist die Zeitstimmung, aus der sie erwachsen, ist der Hintergrund, der ihnen historisches Relief verleiht. Denn Ihre Universität ist Prag und die Zeit die der blutigen Zusammenstöße zwischen Tschechentum und Deutschen, Sie, eingeborener und guter Deutscher, standen natürlich auf der deutschen Seite und haben redlich siebe ausgeteilt und empfangen. Allein – und das ist, bei Ihrem Temperament, besonders auffällig – es ist kein Hass in diesen jungen Büchern, die doch das Recht der Jugend nutzen könnten: ungerecht zu sein. Sie wahren die ritterliche Gegnerschaft der Mensur: man misst die Klingen und misst damit die eigene Kraft an der des andern. Je überlegener der Gegner, um so größer die Ehre, ihm gewachsen zu sein oder kämpfend zu unterliegen. Sie standen von Kind auf in viel zu enger Berührung mit dem tschechischen Nachbarn, waren mit seiner Geschichte, seiner Sprache, seinen Liedern, seiner Musik und seinem Farbenfrohsinn zu vertraut, um je blindwütigem Hass oder parteiischem Dogma zu verfallen. Deshalb und um ihrer ungeschminkten Frische willen werden diese Romane aus einem Prag, das heute auf Abbruch steht, ihren Wert behalten: Staackmann tat recht und dankenswert daran, sie in seinen Verlag zu übernehmen und neu herauszugeben. Letzten Endes steckt ja auch der

ganze zukünftige Strobl schon darin. Noch Ihre letzten Helden, der ewigschwanke Matthias Merenus und der ewigstarke Bismarck, holen sich auf dem Fechtboden ihre ersten Siege; Ihr studentischer Doppelgänger Binder nimmt, in der nächtlichen Begegnung mit Tycho de Brahe, ein wenig unbeholfen noch, das Hineinspielen des Übersinnlichen vorweg, das später Ihren Rationalismus durchtränkt; und der Ausklang der „Vaclavbude“ ist zugleich Quintessenz Ihres Dichtens: „das Leben in seiner ganzen, jauchzend-schönen, glühenden, blutrünstigen Grausamkeit“.

Es ist die Lust an den Dingen dieser Erde, ohne Unterschied, die Ihnen die Feder führt und selbst noch die betrüblichen Angelegenheiten heiter wendet – handle es sich nun um die „Vier Ehen des Matthias Merenus“ oder um die kleinbürgerlichen Kriegaaffären des deutschen Mittelalters, in die Ihre „Drei Gesellen“ geraten, oder gar um die Familiensorgen des großen Korsen, der an Paulinens schwesterlicher Hand unversehens in das tragikomische Bereich des Menschlich-Allzumenschlichen entgleist. Der Schilderer selbsterlebter Studentenabenteuer hat sich zum Geschichtsschreiber ausgewachsen, der den immer gleichen Menschheitstrieben in der kulturellen Umwelt anderer Zeiten nachgeht. Im „Frauenhaus von Brescia“ ist es das Italien des dreizehnten Jahrhunderts, das Sie in einem Feuerbrand der Sinne heraufbeschwören, in den „Drei Gesellen“ Ihr heimatliches Brunn, wie es sich nach dem dreißigjährigen Kriege gab, in den „Streichen der schlimmen Paulette“ das Elba des verbannten Kaisers. Dabei wandelt sich Ihr Stil mit dem herauf beschworenen Zeitgeist: vom burschikosen Studententon zu bedachtsam wägender Chronistenart, von wildflackernder Vision zu jener epischen Gelassenheit, die sich handfest neben Meister Raabes schmerzliches Behagen und Fontanes seine, gütig verstehende Ironie stellt, Ihr „Bismarck“ vollends hat von dem kernigen Deutsch des Alten selber, dem Sie da ein dreibändiges Denkmal setzen: mit dichterischer Freiheit im Detail, aber voll Respekt vor dem Wesentlichen einer weltgeschichtlichen Gestalt und durchdrungen von den politischen Problemen, die Bismarck Problem seines Lebens waren. Mir, als Niederdeutschen, wird es stets erstaunlich bleiben, wie frappant Sie niederdeutsche Junkerart zu treffen vermochten – nicht vergessen sei, dass es ein deutscher Österreicher ist, der uns den ersten Bismarckroman gab – den ersten, der mit Fug und Recht den großen Namen tragen darf, weil er den erkorenen Vorwurf mit der Künstlerhand des Dichters meistert.

Der „Bismarck“, dessen zwei bisher erschienenen Bänden der dritte zu gelegener Zeit nachfolgen wird, ist das eine Ihrer beiden

Hauptwerke; das andere ist der „Eleagabal Kuperus“. In diesem gewaltigen Roman, der die bewegenden Kräfte der Zeit: den Moloch des Kapitals gegen den betrachtenden, den künstlerischen und den erfinderischen Geist einsetzt, hat sich Ihr Können zeitlos dokumentiert. Um den großen, liebenswerten Zauberer Eleagabel Kuperus, Gestalt gewordenen Symbol Ihres kraftvoll an sich reißen den Künstlertums, ballen sich Motive und Stoffe, Weltenchaos um den Sonnenkern, werden Form um die Urform des Romans, füllen ihn, bereichern ihn, drohen ihn zu sprengen: kein zweiter deutscher Autor heute könnte sich diese Verschwendung aus der Fülle innerer Gesichte erlauben, die in einen Roman zusammenrafft, was andere in ein Dutzend auseinander gezogen hätten. Mit weitausgreifender und herrischer Gebärde fasst Eleagabal Kuperus in ein Werk, was dieser Sammelband hier einem halben Dutzend Novellenbänden entlehnt: den Triumph des dichterischen Willens über die naturgegebene Begrenztheit.

In diesen Eingebungen Ihrer Phantasie ist alles, was das Leben stark und männlich macht: Vitalität und Kraftgefühl, sinnliches Genießen, Instinkte der Grausamkeit und Wille zur Macht. Ein Wille, der mit dem Tod noch nicht zur Ruhe kommt, der gierig in das Übersinnliche hinübergreift und aus ihm mit Gespenstern, Vampiren, Teufeln, Hexen, Alben und Lemuren heimkehrt. Sexuelle Unersättlichkeit saugt im „Grabmal auf Père Lachaise“ und als „Aderlassmännchen“ spinnenhaft das in ihr Netz gegangene Leben aus, sexuelle Schuld hetzt Schwester Agathe, „die arge Nonn“, durch die Jahrhunderte, Eifersucht leiht dem erstochenen „Laertes“-Spieler zur Rache noch einmal Gestalt und Maske, vorzeitige Liebestrennung ruft die Studentin Bettina, ruft den „Schattenspieler“ aus dem Grab. Die Grenzen, die durch Zeit, Raum und Tod gesetzt erscheinen, fallen; Zeit und Zeitlosigkeit, Gegenwart und Jenseits fließen ineinander. Noch während Ihrer Frontreisen machten Sie Jagd auf Spuk und fingen einige der Teufel ein, die diesen Weltkrieg der Maschinen heizen wie jeden andern. Ganz unheimlich ist die Wirkung, wenn sinnlose Sinnlichkeit in unsere Erscheinungswelt aus einem Angstzustand von Traum und Nervenüberreizung halb wesenhaft und doch noch körperlos hineingespentert. Hier wird die Phantasie schöpferisch und Selbstzweck: schafft eine Welt in unsere Welt hinein, bereichert uns mit unerhörten Abenteuern des Instinktes, mit Erlebnissen des eingeborenen Zwiespaltes, der unser Ich gespenstisch teilt, mit im Blut und Traum geahnten Möglichkeiten, die im Bürger seinen Dämon entfesseln. Alles, was entfesselt, hilft da mit: Geschlechtlichkeit, Ge-

nussgier, Trunk. Darin den Altmeistern der phantastischen Novelle, den Poe und E. Th. A. Hoffmann, gesellt, sind Sie unbedenklicher und hemmungsloser in den treibenden Instinkten, brutaler in den letzten Konsequenzen, und Meisterstücke wie „Die arge Nonn“, „Das Grabmal auf dem Père Lachaise“, „Das Manuskript des Juan Serrano“ kongenial dem Meisterlichsten, was dem Genie der beiden großen Geisterbeschwörer gelang. Übrigens, was rede ich viel – der Leser dieses Sammelbandes mag da selbst entscheiden.

Es liegt mir fern, Sie auf das Schema des Gespensternovellisten festzunageln. Sie haben in Novellen diesseitiger Art die gleiche Könnerschaft bewiesen; noch Ihr letzter Band „Die Kristallkugel“ ist dafür Zeuge. Und vor allem: so stattlich Ihre bisherige Arbeitsleistung ist, so halten Sie ja nicht am Ende, sondern schaffen aus dem Vollen, das uns immer wieder überrascht.

In diesem Sinne grüße ich den alten Karl Hans Strobl, dem ich und Hunderttausende mit mir zu danken haben, und grüße zugleich den neuen, auf den ich mich freue, als Ihr Kriegs- und hoffentlich bald Friedenskamerad.

Leonhard Adelt.

Rodaun, 10. Mai 1917.



Inhalt.

1. Drei Bilder nach Art des Hieronymus Bosch (1900):	11
Das Meerweib	11
Am Kreuzweg	20
Der Hexenrichter	23
2. Der Kopf (1899)	29
3. Die Repulsion des Willens (1905)	38
4. Mein Abenteuer mit Jonas Barg (1905)	48
5. Das Manuskript des Juan Serrano (1911)	68
6. Gebärden da gibt es vertrackte (1914)	92
7. Der Fall des Leutnants Infanger (1910)	111
8. Take Marinescu (1916)	123
9. Das Grabmal auf dem Père Lachaise (1913)	149
10. Das Aderlassmännchen (1909)	178
11. Der sechste Gesell (1904)	196
12. Die arge Nonn' (1911)	208
13. Laertes (1905).	238
14. Der Bogumilenstein (1916)	249
15. Der Schattenspieler (1910)	254
16. Busi-Busi (1916)	280
17. Der Wald von Augustowo (1915)	288
18. Der Triumph der Mechanik (1906)	305



Die „Drei Bilder nach Art des Hieronymus Bosch“ und „Der Kopf“ sind der Sammlung „Aus Gründen und Abgründen“ (Verlag L. Staackmann in Leipzig, 1902), die Novellen: „Die Repulsion des Willens“, „Mein Abenteuer mit Jonas Barg“, „Der sechste Gesell“, „Laertes“ und „Der Triumph der Mechanik“ dem Band „Bedenksame Historien“ (Verlag L. Staackmann in Leipzig, 1907), die Novellen: „Das Manuskript des Juan Serrano“, „Der Fall des Leutnants Infanger“, „Das Aderlassmännchen“, „Die arge Nonn“ und „Der Schattenspieler“ dem Novellenband „Die knöcherne Hand“ (Verlag Georg Müller, München 1911) entnommen.

„Das Grabmal auf dem Père Lachaise“ findet sich erstmalig in einem Sammelband: „Das unheimliche Buch“ herausgegeben von Felix Schloemp (Verlag Georg Müller, München 1913), „Der Wald von Augustowo“ in einem anderen Sammelband „Der Gespensterkrieg“ (Verlag der Lese in Stuttgart, 1915), „Der Bogumilenstein“ in Nummer 16 der „Jugend“ von 1916.

Die Novellen: „Geberden da gibt es vertrackte“, „Take Marinescu“ und „Busi-Busi“ sind bisher unveröffentlicht.

Drei Bilder nach Art des Hieronymus Bosch

I.

Das Meerweib.

Der lange Peters kommt wie ein Besessener ins Dorf zurückgerannt. Schon von weitem fuchtelt er mit den überlangen Armen in der Luft.

Die Frau Pastorin wirft gerade zufällig einen Blick aus dem Küchenfenster. Wie sie den langen Peters daherrennen sieht und mit den Beinen werfen und den Händen winken, da fällt ihr vor Schreck der Schöpflöffel aus der Hand. Die Frau Pastorin ist in anderen Umständen. Der jähe Schreck fährt ihr siedendheiß durch die Glieder. Totenbleich sinkt sie auf die Holzkiste am Herd. Mit der einen Hand hält sie den schmerzenden Leib, mit der anderen tastet sie zitternd und krampfhaft längs der Wand. Die bebenden Finger werfen das Salzfass vom Nagel, dass es klirrend zerspringt und das weiße Salz sich mit dem grauen Staub vor dem Herd vermengt. Ihre Augen starren weit geöffnet und angsterfüllt ins Leere.

Der lange Peters rennt unterdessen durch das Dorf und brüllt alles heraus. Die langen Beine wirft er hinter sich und mit den Armen schlenkert er wie mit Windmühlenflügeln. Dabei brüllt er, was ihm aus der Lunge geht.

Aus allen Türen stürzen die Weiber und dem langen Peters nach. Der aber lässt nicht ab, bis er alle Straßen durchrannt hat. Dann steht er mitten auf dem Dorfplatz, bleich und keuchend vor Anstrengung.

Um ihn die neugierigen, ungeduldigen Weiber.

Was es gibt? Ja, was es gibt? . . . Ja . . . Was? . . . Was? . . .

Ein Meerweib haben sie gefangen, die Fischer, unten am Strand . . . und sie liegt im Sand und kann nicht fort . . . das Wasser hat sie ans Land gespült . . . und sie hat einen Fischschwanz und grünes Blut . . . und sie liegt noch unten . . . und alle sollen kommen, sie an-

schauen.

Da fahren die Weiber auseinander und in Hauben und Tücher, und in wenigen Augenblicken geht der ganze Zug im Laufschrift beim Dorf hinaus. Hintennach humpelt, so schnell sie die alten Füße tragen wollen, die kleine, vertrocknete, über hundertjährige Großmutter von Peters. An der Hand führt sie den kleinsten Urenkel, der noch nicht recht laufen kann und fortwährend umkippt.

Der Wind bläst in die Röcke und Tücher der Frauenzimmer, dass das Zeug wie lose Segel hintennach flattert.

Von der hohen Düne sehen sie schon unten die dunkle Gruppe der Fischer. Die stehen in einem Knäuel beisammen und betrachten etwas, das in ihrer Mitte liegt.

Jetzt teilen die Weiber den Kreis der herumstehenden Männer und da liegt das Meerwunder vor ihnen.

Halb Weib, halb Fisch . . . Ein kleines, blasses Gesicht mit blauen, geängstigten Augen, die voll tödlichen Grauens von einem zum anderen wandern. Schweres, feucht-blondes Haar um die Schultern. An den knospenden, jungen Brüsten zittern im stürmischen Heben und Senken kleine Wassertropfen.

Aber wo bei Menschenkindern die Beine beginnen, leuchtet ein zartes, rosarotes und grünes Geschupp. Und immer dichter werden die glänzenden Schildchen, bis sie sich enge aneinander schließen und den walzenförmigen Unterleib bedecken bis wo er in eine Fischflosse endet. Über das Schwanzende aber dicht unterhalb der Flosse, geht quer über ein greulicher Schnitt klaffend und tief. Die Flosse ist nur durch ein schmales Band, noch mit dem Leib verbunden. Aus dem Schnitt quellen langsam und träge große, schwere Tropfen grünen Blutes. Ringsumher ist der Sand grün gefärbt.

Eine messerscharfe Strandklippe muss das Meerweib verwundet und eine Welle die Hilfflosse an den Strand gespült haben.

Im Kreise stehen die Fischer und die Weiber und Kinder und schauen mit dummen Augen auf das Wunder.

Dann löst sich langsam der Bann. Was bedeutet das? Was bedeutet das? Was soll man mit ihr anfangen?

Einer schlägt vor, sie an Stricken in das Dorf hinauf zu schleifen. Nein, nicht ins Dorf, zetern die Weiber . . .

Der Pastor soll raten! Einer soll den Pastor holen! . . . Und der Peters mit seinen langen Beinen rennt um den Pastor.

Die andern schreien weiter durcheinander. Ein Gewirr von Fragen. Eine Antwort weiß keiner.

Die blauen, müden und todesängstlichen Augen des Meerweibes

irren von einem zum andern. Endlich heften sie sich auf den Jens.

Der flachsköpfige, breitschultrige Jens hat sich in die erste Reihe gedrängt. Er fragt nichts, er antwortet nicht, er schaut nur stumm und starr auf das Meerweib zu seinen Füßen.

Ihre irrenden Augen haben einen Ruhepunkt gefunden und umklammern mit bebendem Blick seine Gestalt. Da treffen ihre suchenden Blicke die seinen . . . und wie schamhaft und scheu greifen ihre kleinen, bleichen Hände in den schweren feucht, blonden Haarmantel und breiten ihn über die zarten, jungen Brüste.

Die beiden hören gar nicht, wie die Stimmen und Fragen um sie her durcheinander schwirren. Der reiche Klaas hat den Vorschlag gemacht, das Teufelszeug einfach zu erschlagen und wieder in das Wasser zurückzuwerfen. Damit sind die Weiber alle einverstanden und die Männer wollen nach ihren Booten laufen und die Ruder holen.

Da richtet sich der Jens aus seinem Schweigen auf.

Das Weib wird nicht erschlagen, erklärt er mit seiner tiefen Stimme. Das wird er mitnehmen und ausheilen; und wenn sie gesund ist, wird er sie wieder ins Wasser lassen.

Aber Jens – schreit seine Mutter aus dem Haufen.

Und es sei dem Jens alles eins, was die andern sagen.

Wenn man die Tiere nicht martern dürfe, wie der Herr Pastor sage, so müsse man wohl auch der da helfen, die doch zur Hälfte Mensch sei.

Die Weiber erheben darüber ein großes Gezeter. Und Jens' Mutter fängt an zu weinen.

Der Pastor würde ihm schon Recht geben, meint der Jens.

Da kommt der Pastor, schreien einige, und der Pastor tritt auch schon in den Kreis,

Er ist sehr erregt und seine Beine schlottern. Die Hände zittern und auf seiner Stirn steht der Angstschweiß. Sein Weib windet sich daheim in Schmerzen.

Was es gibt?

Der Jens, der Jens . . . schreien alle.

Der Jens erklärt dem Pastor, was er vorhat.

Der aber fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn, als wolle er sich besinnen. Dann beginnt er zu sprechen, hastig und abgebrochen.

Was der Jens vorhabe, dürfe er in seiner Gemeinde nicht dulden, Alles mitleid und alle Nächstenliebe gehe nur auf Gottes Geschöpfe. Die da aber sei ohne Zweifel ein Geschöpf des Teufels und da wäre

es übel getan, sich solch Teufelswerk mit ins Dorf zu nehmen.

Erschlagen, erschlagen, ruft der Klaas und noch einige andere mit ihm.

Der Pastor aber meint, er sei auch nicht für das Erschlagen.

Man solle das Meerweib ruhig liegen lassen; sei sie ein Blendwerk der Hölle, so werde sie wieder verschwinden und sei sie ein Fisch, so werde sie die Flut schon wieder ins Meer mitnehmen.

Jetzt aber sollten sie alle auseinander gehen und ihre Arbeit aufnehmen und das Meerweib in Ruhe lassen.

Dann drängt sich der Pastor wieder durch den Kreis davon und eilt mit langen Schritten nach Haus.

Langsam zerstreuen sich die Leute.

Nur der Jens bleibt zurück. Mit gesenktem Kopf sieht er auf das Weib nieder. Ihre blauen Augen sind ruhiger und stiller geworden. Dank und Vertrauen ist in ihnen. Sie weiß, dass er für sie gesprochen hat.

Da rüttelt eine derbe Faust Jens' Schulter. Komm . . . Der Vater steht neben ihm. Aber Jens schüttelt bloß den Kopf. Er will dableiben. Aber der Vater rüttelt stärker. Die rote Wut steigt ihm zu Kopf. Er droht . . . Da greift Jens mit seinen eisernen Fingern nach der Faust auf seiner Schulter, dass die Gelenke knacken.

Die beiden Männer starren sich ins Gesicht. Aber . . . da sieht Jens auf der Düne oben die Mutter. Ihre Röcke und das Kopftuch flattern und jammernd ringt sie die Hände.

Da lässt Jens die Hand des Vaters fahren und geht aufwärts dem Dorf zu. Er fühlt die Blicke des armen Weibes, wie sie sich fragend und flehend an ihn heften . . . aber er geht weiter, immer weiter, dem Dorf zu . . .

*

Über die schmale Mondsichel huschen die Wolken. Das Meer geht hohl. Sein Brausen tönt bis ins Dorf. Dort ist längst alles finster. Nur im Haus des Pastors ist hinter den roten Fenstergardinen Licht. Ein matter roter Schimmer liegt in dem kleinen Vorgarten. An dem Staketenzaun schleicht eine Gestalt vorbei – Jens.

Einen Augenblick hält er und sieht nach dem erleuchteten Fenster hinüber. Er weiß, dass da ein Weib mit dem Tode ringt. Er beißt die Zähne zusammen und murmelt einen grimmigen Fluch.

Dann geht's beim Dorf hinaus und über die Düne hinunter. Auf dem weißen Sand liegt ein dunkler Fleck . . .

Das Meerweib hört Schritte. Sie hebt müde den Kopf. Und da kniet auch Jens schon neben ihr nieder und spricht zu ihr mit sanften, guten, mitleidigen Worten. Er weiß, sie versteht ihn nicht. Aber der Klang muss ihr wohl tun.

Ihre fieberheißen Hände haben sich in die braunen Fäuste des Burschen versteckt.

Dann beginnt sie zu singen, leise und trüb, Worte in einer fremden Sprache. Wie dicke, graue Nebel über einsamen Felseilanden – so dumpf und schwer sind die Töne – und so unendlich traurig.

Jens lauscht . . . und er weiß nicht, dass ihm die Tränen über das Gesicht rollen.

Dann besinnt er sich. Er hat Speise mitgebracht, Brot und Fische, und bietet sie ihr an.

Aber sie schüttelt nur den Kopf. Und dann singt sie wieder. Jens kniet bei ihr und hält ihre Hände in den seinen, bis die Sterne erblassen und der Morgenwind beginnt.

Da erhebt er sich und sieht sie noch einmal an: Ich komme wieder.

Und sie versteht die fremden Worte und das Versprechen, und ihr Blick ist mild und ruhig, wie er die Düne hinan steigt . . .

*

Den ganzen Tag über ist im Dorf große Unruhe, mit leisen, scheuen Schritten gehen die Leute um das Haus des Pastors, wo die Fenster mit den roten Gardinen verhangen sind und es so totenstill ist. Einige wollen ersticktes, wie in Kissen hineingebissenes Schreien und Wimmern gehört haben. Um Mittag ist der Pastor im Garten hinter dem Haus gestanden und hat regungslos auf den fernen Streifen Meer hinabgesehen, mit der langen Pfeife in der Hand. Und dann hat er plötzlich wie ein Rasender mit dem Kopf der Pfeife in die Glaskugel auf einem Rasenbäumchen hineingeschlagen, dass die Splitter nach allen Seiten gespritzt sind und ist ins Haus zurückgelaufen. Es liegt etwas Unheimliches in der Luft.

Im Hause des Jens war am frühen Morgen Lärm. Der Vater hat vom Nachtwächter erfahren, dass der Jens unten am Strande war. Und es ist zum Streit gekommen und der Jens hat die Hand gegen den Vater erhoben und hat ihn gegen den Ofen geschleudert, dass der Kopf des Alten ein tüchtiges Loch erhalten hat, Aber schließlich hat der Alte den Jens doch überwältigt und ihn über die Stiegen hinaufgetragen wie ein Kind und ihn in seine Kammer gesperrt. Im Dorf ist